Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 6 (1930)
Heft: 20

Artikel: Der Vergleich
Autor: Burbach, Carel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755802

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Frühling am Zürichsee (Phot. J. Feuerstein)

Der Vergleich

VON CAREL BURBACH

BERECHTIGTE UEBERSETZUNG AUS DEM HOLLÄNDISCHEN VON WILLY BLOCHERT

Theodore Sabille war Witwe geworden, eine Tatsache, die sie außer vielen bitteren Tränen eine stattliche Summe Geld für eine anständige Trauerausstattung gekostet hatte. Denn da Theodore mit ihrem Emile lange Jahre sehr glücklich gelebt und ihn aufrichtig geliebt hatte, war es nicht mehr als billig, daß sie um ihn auch, innerlich wie äußerlich, auf das tiefste trauerte. Dazu kam noch, daß Schwarz sie sehr gut kleidete. Ihre Freundinnen behaupteten, daß es sie ein bißchen fahl machte, und so war Theodore um so mehr davon überzeugt, daß sie niemals eine bessere Farbe tragen konnte als schwarz.

Theodore beweinte ihren verstorbenen Gatten den ganzen Winter mit geduldig getragenem Witwenleid und immer noch bebten ihre Lippen schmerzlich, als sie bei der Schneiderin den schönen, weichen Crêpe de Chine-Stoff für ihre Frühjahrskleider durch die Finger gleiten ließ.

Doch so umflort von Witwentränen waren ihre Augen nicht, daß sie nicht die bewundernden Blicke auffing, die ihr zuteil wurden, wenn sie in demütiger Haltung, das blonde Haupt leicht gesenkt, durch die Straßen ging. Und dann lächelte sie heimlich vor sich hin.

Wie es oft im Leben geschieht, so erging es auch Theodore. Der Zahn der Zeit — so oft geschildert als der Vandale, der alles anfrißt, was schön ist und gut — nagt auch an den scharfen Kanten des Leides und feilt sie glatt und weiß sie sogar so schön zu polieren, daß von ihrer Rauheit und Schärfe nur eine schwache Erinnerung zurückbleibt.

Theodore hatte, obwohl sie noch immer das Schwarz trug (das sie so fahl machte!), das Haupt wieder emporgerichtet, und nicht selten geschah es, daß die bewundernden Blicke, welche ihr zugeworfen wurden, in ihren vorläufig ausgeweinten Augen einen Glanz hervorriefen, der Hoffnung gab.

Theodore empfing verschiedene Anträge, die den Zweck verfolgten, ihrem Witwenstande ein Ende zu machen, aber da sie wußte, was sich gehört, wies sie die ersten Anbeter entschlossen zurück. Nach einiger Zeit jedoch meldete sich Herr Jacques Stuff, Schneider und Meister in seinem Fache, der über ein gutgehendes Geschäft und ein nicht unansehnliches Vermögen verfügte. Der Leidenschaft, mit welcher dieser Herr um ihre Witwenhand warb, vermochte Theodore nicht zu widerstehen und, obwohl von Rührung überwältigt, warf sie sich an seine Brust und gelobte, die Seine zu werden. So fügte es sich, daß Theodore nach einem Jahre zum zweitenmal in den Ehestand trat.

Die Ehe war nicht unglücklich. Jacques verwöhnte seine anmutige, wenn auch nicht mehr ganz junge Frau, und sie erwiderte diese Liebe. Eins jedoch gab es, worauf er nicht gefaßt war. Das war: der Vergleich. Wenn sie auch nie mit einem Wort etwas davon merken ließ, so hatte er doch bei allem, was er sagte oder tat, die Empfindung, als ob sie dachte: «Das würde Emile niemals gesagt — oder getan haben.» Wenn er Zigarrenasche fallen ließ und sie ohne Murren den Boden säuberte, hörte er es sie denken, und wenn er sich verspätet hatte und eine halbe Stunde später als verabredet, heimkehrte, sah er es in ihrem still verweisenden Blick. Niemals sagte sie es und er wußte, daß sie es andauernd dachte. Er suchte sich zu vervollkommnen, aber nach einigen Monaten mußte er sich mutlos eingestehen, daß er die Unfehlbarkeit des Toten niemals erreichen würde. Und er haßte ihn darum.

Bis sich etwas Merkwürdiges ereignete.

Eines Tages meldete sich eine Frau mittleren Alters in der Wohnung der ehemaligen Witwe. Sie schien etwas aufgeregt und bat ein bißchen von oben herab, den «Herrn» zu sprechen.

Man brachte sie zu Herrn Jacques, der gerade im Begriff war, seine Schere an einen frisch angekommenen Herbststoff zu setzen. Aber kaum war die Dame im Zimmer, als sie erschreckt zurückfuhr.

«Sie sind der Herr nicht . . .!»

«Pardon?»

«Wer sind Sie?»

«Jacques Stuff, Schneider, Hoflieferant, prima englische Stoffe, wenn Madame sehen wollen . . .»

«Aber ich muß Herrn Sabille sprechen.»

«Das wird schwer gehen . . . er ist tot . . . verzeihen Sie.»

«Ach! . . . Das ist ja . . . und Sie?»

«Der zweite Gatte von Frau Theodore.»

«Und mein Zuschuß?»

«Wie, bitte?»

Darauf erzählte die aufgeregte Dame eine Geschichte von dem verstorbenen Herrn Sabille, daß Herrn Jacques die Haare zu Berge standen und er erstaunt die Augenbrauen hochzog.

«Prompt am 1. November bekam ich jedes Jahr mein Geld, und heute ist schon der achtzehnte», endigte die Dame entrüstet, als ob Jacques etwas dafür konnte.

«Nicht so laut, wenn ich bitten darf», sagte dieser und seine simple Schneiderfigur zeigte etwas wahrhaft Fürstliches, als er hinzufügte: «Beruhigen Sie sich — i c h werde in Zukunft dafür sorgen.»

*

«Wer war die hübsche Frau, mit der du dich anscheinend so angenehm unterhalten hast?» fragte später Theodore.

«Eine Kundin, mein Kind», antwortete Jacques.

«Aha! — Eine gute?»

«Ich wollte, ich hätte zehn solche!»

Mißtrauisch sah sie ihn von der Seite an und er fühlte, wie sie dachte: «Das würde Emile niemals getan haben . . .!»